

Geschlechterungleichheiten im Betrieb und in der Gesellschaft

Die Gesellschaftskritik der neuen Frauenbewegungen, die sich in den 1960er und 70er Jahren aufmachten, um die „Hälfte des Himmels“ zu erobern, war radikal. Im „Feminist Dictionary“, das 1985 von Cherris Kraemarae und Paula Treichler herausgegeben wurde, schreibt Kathy Sarachild: „Das Wörterbuch sagt `radikal` bedeutet Wurzel, abgeleitet von dem lateinischen Wort für Wurzel. (-----). Wir waren daran interessiert, an die Wurzeln der gesellschaftlichen Probleme zu kommen. Man könnte sagen, wir wollten das Unkraut im Garten an den Wurzeln herausreißen, und nicht nur die Blätter an der Spitze abpflücken, um die Dinge für den Augenblick besser aussehen zu lassen. Die Frauenbefreiungsbewegung wurde in Gang gebracht von Frauen, die sich in diesem Sinne als Radikale bezeichneten.“

Inhaltlich setzt der Anspruch, den Dingen an die Wurzel gehen zu wollen einen „Blick auf´s Ganze“ und Zusammenhangsanalysen voraus: Radikalität in diesem Verständnis ist daran gebunden, die Verflochtenheit sozialer Verhältnisse von Differenzierung, Herrschaft und Ungleichheit zu begreifen und die Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichen Wirklichkeitsaspekten offenzulegen.

Eine der wichtigsten feministischen Einsichten im Sinne dieser Definition von Radikalität bestand darin, Geschlecht als zentrale Kategorie gesellschaftlicher Strukturierung zu begreifen, die *alle* gesellschaftlichen Praxisfelder prägt, von der Familie über die Erwerbssphäre, das Bildungssystem, die Politik. Und: umgekehrt, auch zu sehen, dass die Geschlechterverhältnisse ihrerseits geprägt

sind von der Art und Weise, in der die verschiedenen gesellschaftlichen Sektoren miteinander im Zusammenhang stehen.

Weil es um Wechselwirkungen und Abhängigkeiten zwischen den Bereichen geht, kann man Geschlechterungleichheit im Betrieb, geschlechtliche Aufteilung und Trennung von Tätigkeiten und Berufen (horizontale und vertikale Segregation) und damit auch Lohnungleichheit nicht zureichend erklären, wenn man nur auf den Betrieb oder die Erwerbssphäre schaut. Ebenso wenig kann man aber die Ungleichheitseffekte geschlechtlicher Arbeitsteilung im Privatbereich begreifen, wenn man nur auf die Intimbeziehungen, das Ehepaar oder die Familie schaut und die doppelte Einbindung von Frauen in den gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß außer acht läßt, der sich strukturell von der männlichen Genus-Gruppe unterscheidet.

Auch in der modernen demokratischen Gesellschaft, die Gleichheit und Freiheit auf ihre Fahnen geschrieben hat, ist das Gefüge aus funktional spezialisierten Praxisfeldern, Institutionen, Positionen und Personen von Machtgefällen, von Herrschaft und Ungleichheit geprägt. Ich gehe davon aus, dass ein Grundverständnis für solche Verflechtungen zentral ist, auch wenn man selbst in einem spezifischen Feld, sei es im Betrieb oder in der Verwaltungen, frauen- oder gleichstellungspolitisch tätig ist. Insofern ist nichts praktischer als eine gute Theorie, die uns dabei hilft, uns in dieser Komplexität zu orientieren

Für eine Zusammenhangsanalyse ist es zunächst einmal wichtig die Prozesse auf verschiedenen Ebenen zu unterscheiden, um dann nach ihrem Zusammenwirken zu fragen. Ich habe mein Referat deshalb so angelegt, dass ich in einem ersten Schritt unterschiedliche Problemebenen beleuchte, gleichsam die Grundarchitektur des Zusammenhangs. Dabei orientiere ich mich der Einfachheit halber an der in der Soziologie gängigen Unterscheidung von

Mikro-, Meso- und Makroebene, weise aber hier gleich darauf hin, dass dieses nur hilfsweise Unterscheidungen sind, da die Dimensionen miteinander vermittelt sind. Im zweiten Teil des Referats konzentriere ich mich auf einige Verschiebungen in dieser Architektur und das Knirschen im Gebälk, d.h. *Veränderungen* in den Geschlechterverhältnissen. In den Blick kommen dabei vor allem Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten, derer man sich bewusst sein muß, wenn man begreifen will, warum einerseits viel in Bewegung gekommen ist, sich aber andererseits Ungleichheit zwischen den Geschlechtern durch die Veränderungen hindurch fortsetzt, teilweise noch verschärft.

Auch die Mechanismen der Reproduktion von Ungleichheit bleiben historisch ja nicht dieselben, sondern können sich verschieben. Wenn zum Beispiel rechtlich kodifizierte und normativ sanktionierte Regelungen Frauen vom Wählen oder vom Studium ausschließen, wie das bis Anfang des 20. Jahrhunderts der Fall war, dann sind das offenkundig andere Bedingungen für die Reproduktion von Ungleichheit als heute. Heute fragen wir, warum ein Gender-Pay-Gap existiert, *obwohl* die rechtlich-formalen Barrieren der Exklusion gefallen sind, *obwohl* Frauen bildungsmäßig gleichgezogen haben, Gleichstellungsrichtlinien existieren und auch Männer ungleichen Lohn skandalös und Berufstätigkeit von Frauen inzwischen mehrheitlich selbstverständlich finden.

Die sogenannte *Mikro-Ebene* der persönlichen Begegnungen und individuellen Selbstverständnisse von Frauen und Männern ist erfahrungsnah und Mechanismen der Ungleichheitsproduktion werden unter dem Stichwort „Diskriminierung“ vorwiegend auf dieser Ebene lokalisiert. Wie werden Unterschiede gemacht und warum wird aus Differenz Ungleichheit? Das Wort Diskriminierung bedeutet ja beides: Unterscheiden und herabsetzen. Ein wichtiges Medium in Mikropolitiken der Unterscheidung sind bekanntlich die

Glaubensvorstellungen über Männer und Frauen, die wir im Alltag meist unreflektiert anwenden, um Komplexität zu reduzieren.

Die Sozialpsychologie hat belegt, dass insbesondere Geschlechterstereotype, Rassenstereotype und ethnische Stereotype in sozialen Wahrnehmungsprozessen gleichsam „automatisch“ aktiviert werden, und spontan unsere Eindrücke grundieren. Der Reflexion sind sie immer erst im Nachhinein zugänglich.

Cecilia Ridgeway, eine amerikanische Soziologin, spricht in diesem Zusammenhang von kulturellen „frames“, Rahmen, in unserem Fall „gender frames“, als immer mitlaufende Hintergrundstrukturierungen, die die Wahrnehmungen, Deutungen und Praxen im Sinne eines impliziten bias, einer Vor-Einstellung beeinflussen. Das wesentliche Baumaterial dieser „gender frames“ sind kulturell weitgehend geteilte oder hegemoniale Deutungsmuster von Geschlecht. Bei solchen Klischees handelt es sich um Konstruktionen von Eigenschaften, Eignungen, Kompetenzen und typischen Positionen („gender status beliefs“), die wir Personen, die wir als Männer und Frauen klassifiziert haben, zu- bzw. abschreiben. Die individuelle Person wird dabei unter typisierte Charakteristika der Genus-Gruppe gefaßt, gewissermaßen als Individuum mit individuellen Eigenschafts- und Kompetenzprofilen unsichtbar gemacht und in das Kästchen pauschaler Projektionen gepackt.

Geschlechterstereotype sind *deskriptiv* (beschreibend: so sind Männer, so sind Frauen), sie sind *präskriptiv* (normativ vorschreibend: so sollen Männer sein, so sollen Frauen sein) und sie sind *evaluativ* (wertend: Wer und was ist wichtig, was unwichtig?) Die androzentrische Schlagseite in unserem kulturellen Repertoire kann dazu führen, dass bestimmte Dinge, nur weil sie Frauen betreffen, weniger Aufmerksamkeit bekommen oder auch schon mal als „Gedöns“ abgetan werden. Das kann sich im Betrieb zum Beispiel in der Nicht-Berücksichtigung von Anforderungsmerkmalen in Tätigkeitsbeschreibungen niederschlagen. Man guckt nicht so genau hin, und sieht deshalb nichts. So wie viele Männer ohne böse Absicht Hausarbeit nicht sehen. Im großen Rahmen

fließen derartige geschlechtstypisierten Bedeutungs- und Wertzuweisungen auch in die gesamtgesellschaftliche Bewertung privat geleisteter Reproduktionsarbeit mit ein.

Unterschwellige Typisierungsprozesse auf der Mikro-Ebene mit ihren deskriptiven, präskriptiven und evaluativen Komponenten spielen bei der Fortschreibung von Ungleichheit im Geschlechterverhältnis eine nicht zu unterschätzende Rolle. Allerdings ist das schon auf dieser Ebene der Mikroprozesse kein schlichter Vorgang einer schematischen und vorurteilsbeladenen Etikettierung. Zum einen weil Gender-Frames und Stereotype in institutionellen Kontexten (im Betrieb, in politischen Organisationen, in der Familie) immer mit organisations- bzw. kontextspezifischen Regeln, Rationalitäten und Vorgaben zusammenwirken und durch sie überlagert und verstärkt, aber auch relativiert und gebrochen werden können. Umgekehrt können aber auch die Gender-Frames situativ die Vorgaben von Institutionen unterlaufen und umgehen, z.B. wenn Leute, die etwas zu sagen haben, gegenüber der Gleichstellungsbeauftragten auf der Vorderbühne nach einem Muster institutioneller Rationalität argumentieren („so und so ist das Anforderungsprofil“), auf der Hinterbühne des Entscheidungsprozesses aber Männer bevorzugen („der passt als Kollege besser in unser Team“).

Zum anderen interagieren Gender-Frames mit anderen Frames sozialer Differenzierung. Neben Gender sind besonders relevant die Frames des Rassismus, aber auch von Ethnizität (Stichworte: kulturelle Herkunft, Migrationshintergrund) und Sexualität (normal/ unnormale). Auch Alter ist ein wichtiger Frame, der sich in vielen Berufen geschlechtsdifferenzierend auswirkt. Wie vor allem Bourdieu gezeigt hat, spielen Klassendistinktionen eine wichtige Rolle. Leute, die einen Oberschichtenhabitus mitbringen, haben bessere Aufstiegschancen als Leute, denen man anmerkt, dass sie „von unten kommen“. Diese Klassen- oder Schicht-frames und Habitusformen, von „Stallgeruch“ kann

man ja in den oberen Etagen der Gesellschaft schwerlich sprechen, sind in der Eliteforschung gut untersucht.

Die Muster, in denen die verschiedenen Frames in einem spezifischen institutionellen oder betrieblichen Kontext zusammenwirken, können nicht ohne Weiteres verallgemeinert werden. Sie sind von Betriebsgrößen abhängig, von Berufsfeldern, von der Stärke und dem Problembewußtsein von betrieblichen und gewerkschaftlichen Interessenvertretungen und anderen Faktoren, deren Zusammenspiel im jeweiligen Kontext betrachtet werden muß. Das stellt für quantifizierbare Problembeschreibungen, wie sie für politisches Handeln und Gesetzgebungsinitiativen meist verlangt werden, eine gewisse Hürde dar. Hier besteht noch erheblicher Forschungsbedarf.

Aber nicht nur die *Mechanismen* des „framings“ sind situativ flexibel und variantenreich, auch die *Stereotypinhalte*, die Repertoires, das kulturelle Material, die Bilder, Vorstellungen, Deutungsmuster von Geschlecht, sind komplexer und mehr im Fluß, als gemeinhin unterstellt wird, wenn gesagt wird Männer sind „vom Mars“ und Frauen „von der Venus“.

Die Frau von der „Venus“, entpuppt sich bei näherer Betrachtung der ihr zugeschriebenen Eigenschaften als Konstruktion einer Frau der Mittelschicht, genauer gesagt: in unserem Kontext als Konstruktion einer weißen, deutschen Frau der Mittelschicht. Aber auch die sieht nicht mehr so aus, wie in den 50er Jahren.

Das kann man an der Zunahme von weiblichen und männlichen Substereotypen (Unterkategorien oder Unterkästchen) ablesen, in denen sich soziale Differenzierung und sozialer Wandel spiegelt. Zum Beispiel wäre das Substereotyp der „Karrierefrau“ oder der „Emanze“ ohne jeglichen Realitätsbezug und würde damit als Stereotyp gar nicht funktionieren können, wenn es nicht in der sozialen Wirklichkeit Frauen gäbe, die tatsächlich Karriere gemacht oder sich in Bewegung gesetzt haben. Im Substereotyp, das positiv, negativ oder ambivalent besetzt sein kann, wird dann die Abweichung vom

Global- oder Kernstereotyp von Weiblichkeit gleichsam normativ eingefangen und kommentiert. Substereotype weisen auf eine interne Pluralisierung der Deutungsrepertoires hin. Im deutschsprachigen Raum begleitet das verstärkte Aufkommen der *Substereotype* von „Weiblichkeit“ den Niedergang des noch vor dreißig Jahren eher positiv besetzten Stereotyps von der Hausfrau. In diesem Zuge wird die Hausfrau zur „Nur-Hausfrau“, zum „Heimchen am Herd“ und tritt ihren Platz als normatives Ideal zunehmend an die flexible und gut organisierte „Allround-Frau“ ab, die Familie und Beruf ohne Schwierigkeit unter einen Hut bringt und dabei attraktiv und begehrenswert bleibt (Sie alle kennen aus der Werbung: „Ich manage ein kleines Familienunternehmen“).

Die kontextspezifischen Aktualisierungen von Gender-Frames in ihren Wechselwirkungen mit anderen Frames und der größere Facettenreichtum, den heutige Repertoires von Geschlechterdifferenz aufweisen, die dann situationsbezogen aktiviert werden, machen es zweifellos schwerer, geschlechtsbezogene Ungleichbehandlung und deren aktuelle und sich verändernde Legitimationsformen zu erkennen und zu benennen. Wir haben es auch auf dieser Ebene der Mikropolitiken der Unterscheidung mit hochkomplexen und „opportunistischen“, Prozessen zu tun.

Man stößt auf eine merkwürdige Gleichzeitigkeit von Modernisierung, Individualisierung und Flexibilisierung der Deutungsmuster auf der einen und einer ungeheuren Monotonie und Veränderungsresistenz bestimmter Basistrukturierungen von Differenz und Hierarchie auf der anderen Seite. Das heißt: es gibt keine linearen Fortschritte oder keinen zunehmenden Abbau von Stereotypen, obwohl sich die überkommenen **Rollen**vorstellungen und –normen tendenziell geändert haben. Polarisierete Grundmuster in der Deutung von Geschlechtsunterschieden (Frau emotional, personenbezogen, Mann rational und durchsetzungsstark) sterben keinesfalls aus und es gibt viele gesellschaftliche Orte, an den sie revitalisiert werden. Und paradoxerweise entstehen solche Orte neu, sogar im Zeichen der Bekämpfung von Diskriminierung. Etwa sogenannte

Gender-Trainings, die auf die Blau-Rosa-Karte setzen und nur den evaluativen Aspekt bearbeiten: Vom Defizit zur positiv bewerteten Differenz. Da ist, von der Frauenbewegung und -forschung angestoßen aber nicht mehr von ihr allein bewirtschaftet, ein Riesemarkt von Privatunternehmen in Sachen Gender-Kompetenz auf EU-Ebene entstanden. Und nicht alle Wettbewerber auf diesem Markt werden dem „Stand der Forschung“ gerecht. Auch die Popularisierung von Ergebnissen der Hirnforschung und der Evolutionsbiologie, die besonders gern in Illustrierten und Magazinen verbreitet werden, trägt dazu bei, polare Eigenschaftskonstruktionen immer wieder zurückzubinden an Biologie und Geschlechtsnatur. Sie gehören ebenfalls zum „Alltagswissen“.

Gender-Frames, und nun kommen wir zur Verknüpfung von Mikro- und Meso-Ebene, imprägnieren aber nicht nur die Interaktionen, Selbstverhältnisse und Entscheidungsprozesse von Personen, sondern beeinflussen auch die sogenannte Meso-Ebene der kulturellen Ordnungen und gesellschaftlichen und politischen Institutionen. Solche Strukturierungen, die in der Forschung beschrieben wurden, betreffen sehr weitreichende Blau- und Rosafärbungen von Gegenständen, Territorien, Tätigkeiten und Praxisfeldern in allen möglichen Bereichen. Über den zuerst von Goffman beschriebenen und in der feministischen Forschung aufgegriffenen Mechanismus der „institutionellen Reflexivität“ hält sich eine Verstärkerkette am Werk: die geschlechtsgetrennte Aufteilung von Räumen, Gegenständen, Tätigkeiten und Praxisfeldern wird als Beleg für die Blau-Rosa Eigenschaften der Menschen aufgefasst, die damit assoziiert sind und umgekehrt. Der Kurz-Schluß lautet etwa so: Pflegeberufe sind weibliche Berufe weil sie von Frauen ausgeübt werden und Frauen sind personenbezogen, einfühlsam, pflegend, das macht sie für diese Berufe besonders geeignet, aber weniger für andere. Das sind zirkuläre Argumente, in denen wieder deskriptive, präskriptive und evaluative Komponenten zusammenwirken. Auch für diese Zusammenhänge gilt aber, dass sie nicht statisch sind, sondern sich historisch verändern können und verändert haben.

Das kann man unter anderem an dem Geschlechtswechsel von Berufen erkennen, der sich häufig im Zuge von Technisierungs- und Rationalisierungsprozessen und Kompromissbildungen zwischen Unternehmen und Gewerkschaften vollzieht. Außerdem kann sich der Mechanismus der institutionellen Reflexivität auch relativieren: nicht alle beruflichen Praxisfelder sind in gleicher Klarheit und Ausprägung geschlechtlich konnotiert wie etwa Pflegeberufe und Maschinenbau, der Mechanismus der institutionellen Reflexivität greift hier also nicht in gleicher Weise. Gender-Differenzierungen suchen und finden andere Anknüpfungspunkte, sie können aber auch sowohl kontextbezogen als auch situativ relativiert werden. Auch dies macht Verallgemeinerung schwierig.

Last but not least ist auch die sogenannte Makro-Ebene der Gesellschaft durch Geschlechterverhältnisse strukturiert und umgekehrt sind Geschlechterverhältnisse in den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang eingebettet: Das lässt sich unter anderem ablesen an der historischen Trennung und Hierarchisierung von Haushalt und Betrieb, von öffentlicher und privater Sphäre, die in unserer Gesellschaft weitreichende Folgen insbesondere für Frauen hat. Auch die Rolle und das Gewicht, das dem privaten Reproduktionsbereich und den damit verbundenen Tätigkeiten im Verhältnis zu anderen gesellschaftlichen Sektoren zugesprochen wird, sind historisch geprägt von einer androzentrischen Grundausrichtung der bürgerlich-modernen, nationalstaatlich verfaßten kapitalistischen Gesellschaft. Das Zusammenspiel androzentrischer Traditionen und kapitalistischer Verwertungsmaximen lässt alle Tätigkeiten und Praxisfelder, die sich nicht nach den Maßstäben der kapitalistischen Zeitökonomie rationalisieren lassen, als weniger relevant erscheinen. Dieses Thema spielt in der jüngeren Diskussion zur gesellschaftlichen Bedeutung und Grenzen der Vermarktlichung von "Pflege und Care-Arbeit" eine wichtige Rolle. Und es wird immer wichtiger angesichts

der knappen Staatskassen und dem wachsenden Pflegebedarf in einer zunehmend alternden Bevölkerung.

Eine in meinem Verständnis radikale Analyse bezieht sich auf das Zusammenspiel von kulturellen, institutionellen und gesellschaftsstrukturellen Faktoren in einer Weise, die

1. der Vielschichtigkeit, den Spannungen und Ungleichzeitigkeiten in Mikro-Meso- und Makrostrukturierungen Rechnung tragen kann und die
2. das Geschlechterverhältnis nicht isoliert begreift, sondern seine Wechselwirkungen mit anderen sozialen Strukturprinzipien in Rechnung stellt, das wird heute unter dem Stichwort der „Intersektionalität“ diskutiert und die
3. berücksichtigt, dass dieser Strukturzusammenhang eingebettet ist in übergreifende Prozesse gesellschaftlicher Reproduktion und Veränderung. Ich nenne hier nur die großen Stichworte „Europäische Integration“ und „Globalisierung“ um darauf hinzuweisen, dass zunehmend mehr Vorgänge und Politiken, die uns in Deutschland betreffen, im Zusammenhang stehen mit Entwicklungen, die den nationalstaatlichen Rahmen überschreiten. Aber auch hier muß man genau hinschauen, weil beide Argumente auch benutzt werden, um die Folgen lokaler Entscheidungen zu vernebeln.

Auf eine einfache Formel gebracht: Wer die Lebens- und Arbeitsverhältnisse von Frauen und Männern begreifen will, darf nicht nur über die Kategorie Geschlecht gucken. Umgekehrt gilt aber auch als Kritik an Teilen der Wissenschaft, der Politik und der Gewerkschaften: Wer die Lebens- und Arbeitsverhältnisse von Menschen begreifen will, darf die Strukturkategorie Geschlecht nicht ausblenden. Wenn wir in diesem Sinne „Zusammenhangsanalyse“ betreiben wollen, sind wir darauf angewiesen, uns auf entsprechende Forschungsergebnisse stützen zu können. Dabei taucht das Problem auf, dass sich empirische Forschung jeweils nur mit spezifischen

Ausschnitten aus dieser Komplexität befassen kann und die Deutungen der Befunde obendrein kontrovers sind.

In der Frage der Geschlechterungleichheit sieht das im Moment so aus –und zwar auch in der Frauen- Geschlechterforschung, die auf diese Fragen spezialisiert ist: die einen gehen von einem zunehmenden Bedeutungsverlust von „Geschlecht“ als sozialem Platzanweiser und als Kategorie gesellschaftlicher Strukturierung aus und betonen Veränderungen und Fortschritte in den Geschlechterbeziehungen, die anderen betonen das Fortbestehen von Ungleichheit und Diskriminierung und heben ungelöste Grundkonflikte im Geschlechterverhältnis hervor, vor allem das Fortbestehen der geschlechtlichen Arbeitsteilung im Privaten.

Ich denke, man würde es sich zu leicht machen, wenn man sich jetzt auf die Seite schlagen würde, die einem vielleicht aus politischen oder Temperamentsgründen näher liegt (ähnlich wie in der Sache mit dem halb vollen oder halbleeren Glas). Nach meinem Verständnis ist es sinnvoller, die sachlichen Gründe, Befunde und Argumente, die es für *beide* Positionen gibt, erst einmal ernst zu nehmen. Das heißt: Zusammenhangsanalyse kann und muß auch Widerspruchsanalyse sein.

Die Unterschiede in der Einschätzung des „Standes der Dinge“ hängen zwar durchaus von den Brillen ab, durch die gesellschaftliche Wirklichkeit jeweils wahrgenommen wird. Sie werden aber auch dadurch nahegelegt, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse, inklusive der Geschlechterverhältnisse, selbst in Bewegung geraten und „ordentlich in Unordnung“ sind, wie Angelika Wetterer das in einem Forschungsüberblick genannt hat. Manche sprechen von der Veränderung von einer fordistisch-industriegesellschaftlich geprägten Struktur, hin zu einer post-fordistischen Struktur, die sowohl mit Blick auf den

Arbeitsmarkt als auch mit Blick auf die privaten Lebensverhältnisse und die politischen Steuerungsformen viel widersprüchlicher, offener, unregulierter ist.

Wenn man heute Zusammenhangsanalyse betreiben will, muß man versuchen, die Strukturen dieser *Unordnung* in einer sich unter Bedingungen von Europäisierung, Globalisierung, veränderten Formen der Migration und politischer Steuerung transformierenden Gesellschaft zu verstehen. Dabei stößt man aber auf das Problem, dass Veränderungen in den verschiedenen Wirklichkeitsschichten, Sektoren und Personengruppen nur teilweise gleichsinnig und gleichzeitig verlaufen. Als typisch erscheinen dagegen Widersprüche, Ungleichzeitigkeiten, Spannungen, Paradoxien.

Ich möchte im zweiten Teil meines Referats wenigstens ausblickend auf einige solcher Ungleichzeitigkeiten aufmerksam machen. Das soll, soweit das im Rahmen eines kurzen Vortrags überhaupt möglich ist, dafür sensibilisieren Veränderungen, die man auf einer Ebene des Gesamtzusammenhangs registriert, nicht zu überschätzen und für die „ganze Geschichte“ zu halten, aber sie auch umgekehrt nicht zu unterschätzen.

Ich fange mit dem sogenannten „Institutionenansatz“ an, der von Helga Krüger und ihren Mitarbeiterinnen im Rahmen eines Sonderforschungsbereichs zu Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf entwickelt wurde. Dieser Zugang zu Geschlechterverhältnissen nimmt vor allem Ungleichzeitigkeiten zwischen Normen und Strukturen im Lebensverlauf von Frauen und Männern in den Blick. Die Bremer Forschungen zeigen vor allem das Ausmaß, in dem im deutschsprachigen Raum soziale Institutionen (das Ausbildungssystem, der Arbeitsmarkt, das Gesundheitssystem, Kindergärten, Schulen, Systeme sozialer Sicherheit und Wohlfahrt) immer noch eine bestimmte Form des Geschlechterverhältnisses unterstellen. Ihre Institutionenregimes und

Zeitökonomien beruhen auf der Voraussetzung, dass eine Person (in einem Paar) zumindest teilweise freigesetzt ist, um die institutionellen Leistungen, die angesichts knapper Staatskassen auch immer mehr schrumpfen, zu ergänzen und zu vervollständigen. Viele der Konflikte, die heute individuell ausgetragen werden, gehen zurück auf strukturelle Parameter, die in die Geschichte der genannten Institutionen zurückführen. Was heute als nicht ausdrücklich geschlechtlich konnotierte Weichenstellung erscheint (duales versus vollzeitschulisches Berufsbildungssystem) oder als Sachzwang (Öffnungszeiten von Kindergärten und Schulen), geht institutionell zurück auf politische Entscheidungen, die an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert im Rahmen einer offensiv konservativen Geschlechterpolitik getroffen wurden, für die das Ernährer-Hausfrau-Modell selbstverständlich war. Diese Struktur wurde für Westdeutschland im Wesentlichen bestätigt durch politische Entscheidungen in der Nachkriegszeit. Solche institutionellen Arrangements beinhalten unter anderem Halbtagsschulen mit unregelmäßigen Stundenplänen, starke altersbasierte Regelungen für Ausbildung, Beruf und Verrentung sowie rechtliche und Steuerprivilegien für Haushalte mit männlichem Verdiener. In der jüngeren Diskussion werden diese überkommenen Institutionenregimes, die unter den Bedingungen der Europäisierung und veränderten Arbeitsmarktbedingungen und knapper Staatskassen zunehmend unter Druck geraten, als „deutscher Sonderweg in der Sozialpolitik und in wohlfahrtsstaatlichen Arrangements“ bezeichnet.

Die wichtige Einsicht des Institutionenansatzes besteht im Nachweis von tiefgreifenden Spannungen zwischen Veränderungen auf der Ebene der individuellen normativen Vorstellungen von Geschlechterrollen und -hierarchien einerseits und der Beharrungskraft überkommener Ordnungen auf der Ebene der Institutionen. Empirisch zeigte sich diese Spannung unter anderem in einer Diskrepanz zwischen den durchweg egalitären Einstellungen der von den Bremerinnen interviewten Frauen und Männer der jüngeren Generation und den

implizit polarisierend-hierarchischen Geschlechternormen, die den Institutionenregimes unterschwellig zugrunde liegen.

Durch die Aufmerksamkeit für zeitliche Strukturierungen im Lebenslauf gelingt es, die kumulativen Effekte struktureller Diskriminierung offen zu legen, die Frauen unter diesen institutionellen Rahmenbedingungen erleiden. Ungleichheit ist nicht in jeder Altersphase von Frauen in gleicher Weise vorhanden, sondern sie schichtet sich auf. Man spricht hier von der „Verzeitlichung sozialer Ungleichheit“.

Zusammengefaßt kann man sagen: Auf der Ebene der *normativen* Rollenvorstellungen sind hierarchisierende Vorgaben und strikt polarisierende Auslegungen von Geschlechterdifferenz zurückgetreten gegenüber partnerschaftlich-egalitären Einstellungen und eher individualisierenden Deutungen, die allenfalls situativ mit stereotypen Auslegungen von Männlichkeit und Weiblichkeit verbunden sind. Gleichzeitig ist aber die strukturierende Macht des *überkommenen* hierarchisch-komplementären Ernährer-Hausfrau-Modells nach wie vor wirksam. Sie wird *unterschwellig* weitergegeben durch institutionelle Regimes, die es in unterschiedlichen Varianten gleichsam als in Strukturen geronnene Geschichte *voraussetzen*. Gegenüber den Individuen und ihren möglicherweise anders gelagerten egalitären Einstellungen und Absichten zeigt sich das alte Geschlechterregime ohne erkennbaren Bezug auf Geschlecht in Form von institutionellen Ordnungen und Zeitvorgaben. Zwar ist es grundsätzlich offen, welche Art von Personen es sind, die die Leistungen der Institutionen ergänzen. Es könnten auch Männer sein, tatsächlich fallen diese Aufgaben aber immer wieder Mitgliedern der weiblichen Genus-Gruppe zu. Die in den faktischen Umständen immer schon als historische Erbschaften vorhandenen Disparitäten legen den Individuen Entscheidungen nahe, die auch ohne explizite Motive der Frauendiskriminierung oder konservative Rollenvorstellungen als *rational choices* begründet sein können. In diesen rationalen Wahlen wirkt die Logik

überkommener Herrschaftsformen und Politiken der Differenz insofern fort, als sie durch ihre Vorgaben die Möglichkeitsräume und Plausibilitäten von Entscheidungen wenngleich nicht vollständig bestimmt, so doch aber vorstrukturiert. Man könnte insofern sagen, dass es Gender-Frames nicht nur in unseren kulturellen Wahrnehmungen und Deutungen gibt, sondern dass sie in Deutschland als geronnene Gewalt der Geschichte in Institutionenregimes fortwirken, wo sie sich aber nicht mehr als normative Vorgaben, sondern als Sachzwänge und Sachverhältnisse manifestieren.

Die widersprüchliche und ungleichzeitige Konstellation von institutionellen Regimes und sich verändernden Normen, wie sie Helga Krüger und ihre Kolleginnen beschrieben haben, wird heute als spezifisch westdeutsche Konfiguration gesehen. Aus einer gleichsam entgegengesetzten Perspektive und Erfahrung mit den Geschlechterverhältnissen unter den staatssozialistischen Bedingungen der DDR hat Irene Dölling die Transformationsprozesse in den Zeiten der Wende analysiert. Sie zeigt, wie im Zuge der Vereinigung ursprünglich westdeutsche institutionelle Rahmenbedingungen auf die neuen Bundesländer übertragen wurden, während die Menschen eigensinnig an den gewohnten Vorstellungen, etwa an der Normalität weiblicher Vollzeitwerbstätigkeit, festhielten. Das führt zu einer extrem widersprüchlichen Konfiguration. Auf der einen Seite haben die Veränderung institutioneller Rahmenbedingungen und Formen neoliberaler Deregulation (der Übergang zu flexiblen Arbeitsverträgen, Arbeitsformen und -zeiten) dazu beigetragen, dass Geschlechtszugehörigkeit als Faktor sozialer Differenzierung und Vermittler von Ungleichheit in Ostdeutschland an Bedeutung gewonnen hat. Auf der anderen Seite haben sich bestimmte Aspekte des DDR-Geschlechtervertrags mit seinen flacheren Hierarchien erhalten. Unter den Bedingungen fortgesetzter neoliberaler Deregulation führt das eigensinnige Festhalten von Frauen an der Vorstellung der Vereinbarkeit von Vollzeitwerbsarbeit und Familie unter den neuen

kapitalistischen Bedingungen zu individuellen Kompromissen und Zugeständnissen auf dem Arbeitsmarkt, die kollektive Regelungen unterlaufen.

Eine letzte Konstellation der Ungleichzeitigkeit, auf die ich hier kurz eingehen möchte, beleuchtet Angelika Wetterer in ihrem Aufsatz »Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen« (2003). Hier geht es nicht um Ungleichzeitigkeiten zwischen Normen und Institutionenregimes, sondern um einen Riß, der durch die Menschen verläuft: Sie sind im Kopf und in ihren Meinungsäußerungen weiter als in ihrem faktischen Verhalten.

Rhetoriken der Gleichberechtigung und Partnerschaftlichkeit, mit denen sie aufgeklärtes Bewusstsein signalisieren, verdecken das Fortbestehen von Praxen, die Ungleichheit fortschreiben. Und nicht nur dies: da junge Leute in ihrem Selbstverständnis diese Partnerschaftlichkeit als gegeben erachten, ist es schwer, sie zum Problem zu machen. Der „Gleichheitsglaube“ erschwert die Thematisierung von Ungleichheit. Die tatsächliche Verbreitung des Gleichheitsglaubens unter jungen Menschen wäre allerdings noch einmal klassen- und ethniespezifisch zu differenzieren.

Die Ungleichzeitigkeiten im Subjekt, wie sie Angelika Wetterer am Beispiel von Diskrepanzen zwischen egalitären Meinungsäußerungen und konservativen Habitusformen diskutiert, können mit Hilfe sozialpsychologischer Befunde noch ergänzt werden. Bei Wetterer sind die Köpfe progressiv und der körperliche Habitus und die Alltagsroutinen konservativ. Aus der Sozialpsychologie des Vorurteils ist bekannt, dass die Tendenzgehalte von Gedanken, Gefühlen, kontextvermittelten Aussagen und Verhaltensweisen nicht zwangsläufig gleich gerichtet sind. Hinter rational erscheinenden Aussagen können sich Rationalisierungen verpöner Affekte verbergen. Untersuchungen zum „benevolent Sexismus“ (Glick/ Fiske 2001), also zum wohlwollenden

Sexismus, zeigen, dass sexistische Haltungen in der Verkleidung von Fürsorge und Ritterlichkeit daherkommen können. Gut belegt ist auch, dass das, was geäußert werden kann, stark von Konventionen der Opportunität beeinflusst wird: „Kann ich das jetzt so äußern oder halte ich mich lieber zurück?“. Dazu gehören auch Normen der *political correctness*, die aktuell verpönte Formen der Äußerung aus dem Offizialdiskurs verdrängen, ohne aber die dahinterliegenden Haltungen unwirksam machen zu können. Sprachliche Anpassungen, Varianten der rhetorischen Modernisierung, sagen nicht notwendig etwas über die wirklichen Haltungen, die sich hinter den Äußerungen verbergen. Manche Leute haben einfach nur, um mit den Gebrüder Grimm zu sprechen, „Kreide gefressen.“

Gegenwärtige Formen des Vorurteils sind geradezu per definitionem durch die Auseinanderklaffen zwischen sprachlicher Äußerung und tatsächlicher Einstellung gekennzeichnet. Ich glaube, dass die Diskrepanzen zwischen rhetorischer Modernisierung auf der Vorderbühne und dem, was Entscheidungsprozesse faktisch beeinflusst, ein Hauptproblem in der Gleichstellungspraxis darstellt. Das heißt, man erkennt zwar Diskriminierung immer noch an den Resultaten, schwerer aber in den Prozessen ihres Zustandekommens.

Ich komme zum Schluß: Ich wollte in meinem Referat deutlich machen, dass Zusammenhangsanalyse es heute mit einer herausfordernden Komplexität zu tun hat. Ein Aspekt dieser Herausforderung besteht darin, die Ordnung in der neuen Unordnung der Geschlechterverhältnisse in einer sich verändernden Gesellschaft zu erkennen. Dazu gilt es, ungleichzeitigen und widersprüchlichen Entwicklungen Rechnung zu tragen. Das habe ich hier am Beispiel von drei Konstellationen von Ungleichzeitigkeit im Verhältnis von normativem und institutionellem Wandel gezeigt. Dabei ist darauf hinzuweisen, dass die alten Institutionenregimes, die noch auf der Unterstellung des Ernährer-Hausfrau

Modells basieren, nicht nur durch normativen Wandel, verändertes Erwerbsverhalten von Frauen, höhere Scheidungsraten und sinkende Geburtenzahlen herausfordert werden. Im Zuge des Wandels zur Dienstleistungsgesellschaft nehmen auch für viele Gruppen von Männern die Chancen kontinuierlicher Erwerbsarbeit, wie sie das Ernährermodell voraussetzt, ab. Meine Kollegin Tanja Niemann geht zur Zeit in ihrer Doktorarbeit der Frage nach, aus welchen verschiedenen Gründen die alten Verknüpfungen von Sozialstaat, Familie und Arbeitsmarkt, in denen Ungleichheit generiert wird, nicht mehr funktionieren. Politik, egal welcher Couleur, muß darauf reagieren – und es wird immer schwerer, dies in einer strukturwirksamen Weise zu tun. Tanja Niemann weist in einer Zusammenfassung ihrer Befunde darauf hin, dass mit einigen der sozial- und familienpolitischen Reformen der vergangenen Jahre bereits eine gewisse Relativierung des Ernährer-Hausfrau-Paradigmas eingeläutet und auf ein „Zwei-Erwerbstätigen-Modell“ umgesteuert wurde. Zum Beispiel im Falle des nahehelichen Unterhaltsrechts oder der arbeitsmarktaktivierenden Sozialpolitik, die auch auf alleinerziehende Mütter Druck ausübt, erwerbstätig zu sein. Dies finde aber nicht unter emanziatorischem Vorzeichen und im Sinne der Stärkung der Unabhängigkeit und Eigenständigkeit von Frauen, sondern unter Sparzwängen und neoliberalen Prämissen statt. Die im Zuge der Finanz- und Wirtschaftskrise ins gigantische gewachsene Staatsverschuldung lassen die politischen Handlungsspielräume enger werden. Ich rechne damit, dass sich die Schere der Ungleichheit zwischen Männern und Frauen öffnet und vor allem, dass Ungleichheit *innerhalb* der Genusgruppen sich verschärft. Hier wird es um Intersektionen von Geschlechtszugehörigkeit und Schichtzugehörigkeit gehen, aber um deren Zusammenhang mit Fragen der Ethnizität/Nationalität.

Auch wenn ich hier die komplexe, forschungsbasierte Zusammenhangsanalyse stark gemacht habe, heißt das nicht, dass man nun Experte und Expertin für **alles**

werden müsste, was in diesem Zusammenhang wichtig sein könnte. Das wäre zu viel verlangt ! Aber ich gehe davon aus, dass ein *Grundverständnis* für die Zusammenhänge, die ich hier umrissen habe, eine unverzichtbare Basis auch für das praktische Handeln ist. Es ist immer wichtig, Verhandlungen intelligent und unter Berücksichtigung der Komplexität der Probleme führen zu können. Das schützt vor der Illusion, einschneidende Veränderungen seien ohne grundlegende Umsteuerungen möglich, es schützt aber auch vor dem Glauben, Veränderung sei ohne kleine, wie auch immer pragmatische Schritte möglich. Zusammenhangsanalyse, die sensibel ist für Widersprüche und ungleichzeitige Entwicklungen hilft auch dabei, Diskrepanzen zwischen Anspruch und Wirklichkeit von Gleichstellungspolitik wahrzunehmen, und nicht auf die rhetorische Modernisierung der Gesellschaft hereinzufallen. Sie wird es erlauben, die Modernisierung der modernen Gesellschaft unter neoliberalen Vorzeichen als das einzuschätzen, was sie ist.